

(Nachdruck verboten.)

Frederik Tapbjergs Pflugessen.

3] Von Jeppe Kaljær.

Autorisierte Uebersetzung von Theobald Bölder.

Eine, die nun sah, daß sie ihre Gäste beisammen hatte, rief leise ihren Mann in die Küche hinaus und sagte:

„Ach, Frederik, es wird wohl gehn, daß Du vom Tisch wegbleibst bis nachher; wenn es nun vielleicht doch nicht ausreicht. So'n nüchtern Kalbfleisch, das schlägt ja nicht an. Und ich weiß noch ganz gut, wie das bei Per Simmelfjær's Pflugessen ging, wo die Frau für ihr Lebtag Schimpf davon hat, weil das Essen zu früh alle wurde. Und da sitzt nu so'n Schluchhals wie der Mowst. Der frißt ja wie'n Wolf. Er kann, weiß Gott, ein ganzes Kalb allein auffressen, wenn er's kriegt.“

Nach diesen Bemerkungen hinter den Kulissen trat Eine wieder auf die Szene und sagte:

„Ach, seid nu so gut und setzt Euch, daß Ihr 'n Wissen eßt und Euch stärken tut; 'n paar Können sich wohl hier auf'n Schemel setzen,“ fügte sie hinzu.

Mowst hatte schon entdeckt, wo die beste Schüssel ihren Platz hatte, und sagte:

„Denn will ich mich man auf den Schemel hinpacken.“

Unter vielem Schnaufen brachte er endlich die dicken Beine mit den schweren Holzschuhen über den Gangschemel, worauf er sich niederließ mit dem Herzensseufzer:

„Ach ja, man wird alt und steifknochig.“

Unterdessen warf er einen alles verzehrenden Blick auf die Schüsseln.

„Was, Frederik, sollst Du nich Platz nehmen,“ fragte Mowst.

„Jawohl; aber die Gäste kommen zuerst. Meine Zeit kommt auch noch ran. Seht Ihr nur zu, daß Ihr was kriegt,“ antwortete Frederik. Das war eine Aufforderung, die sie sich nicht zweimal sagen ließen. Sie langten kräftig aus nach den Schüsseln und beluden ihre Teller mit mächtigen Stücken glänzenden Kalbsbratens und mit guten Kartoffeln, die sie mit einer Flut von Sauce und Eingemachtem übergossen.

Nach all der herben Salzkost des Sommers, den lederzähnen Räucherlenden, dem gebratenen Speck und den gelben ranzigen Schiffschinken war solche Mahlzeit frisch geschlachteten Kalbfleisches eine Götterspeise. Was Wunder, daß sie kräftig einhieben auf die Fleischstücke.

Mowst war besonders tief interessiert. Er hatte die zivilisatorische Bedeutung der Gabel noch nicht entdeckt, sondern hielt, wie mit einem Berserkergriff, die Fleischstücke mit den fünf Fingern der einen Hand fest, während er mit den übrigen Fünfen den Zugschnitt machte, daß es kreischte, wenn das Messer über den Teller fuhr.

Er hatte noch nicht eine halbe Stunde gegessen, da lagen schon die abgenagten Knochen in Massen vor ihm wie Schiffstrümmer. Auch die andern drei suchten nach besten Kräften sich schadlos zu halten für den edlen Schweiß, den ihre dicken Gäule auf Frederik Tapbjergs disteltragendem Acker vergossen hatten.

Während des ersten Teiles der Mahlzeit war es nur Mowst, der etwas sagte, etwas, das er nun einmal unmöglich, selbst in den ernstesten Augenblicken des Lebens, zurückhalten konnte. Aber seine Scherze wurden zu diesem Zeitpunkt nur schlecht belohnt, bald mit einem geistesleeren „Was“, bald mit einem nichts sagenden „Na“, bald mit einem ungeduldigen Grunzen, das so viel sagte als: „Ja, was schiert das mich in der gegenwärtigen ersten Situation.“

Aber nachdem Eines vorzüglicher Kalbsbraten mehr und mehr seine Aufgabe erfüllt hatte, wurde der Drang zur Geselligkeit stärker und die Gedanken suchten fernere Ziele.

Nur Mowst Aufmerksamkeit war noch immer gleich fläbisch auf die Schüsseln und die saftigen Fleischstücke gefesselt.

Dem Mowst aber war es zu Ohren gekommen, daß Esper Soul ein Pferd hatte, das versagen war. Dieses bedauernde Faktum gab ihm Veranlassung, in einem

längeren Vortrag bei Pferdefrankheiten im allgemeinen und Versagenheit im besonderen zu verweilen, und schließlich das Mitleid seiner Zeitgenossen zu erwecken, indem er von den schier unglaublichen Qualen berichtete, die er — Mowst — vor Jahren mit einer näher bezeichneten frankten Mähre durchlebt hatte, die nun schon lange eines sanftern und ruhigen Todes gestorben war, deren Bild ihm jedoch so deutlich vorschwebte, als wäre sie sein eigener leiblicher Bruder gewesen.

Mit Rührung schilderte er, wie das arme Nas wochenlang so elend daran war, daß es in Seilen hängen mußte, die zwischen den Ständen ausgespannt waren. Es konnte damals keine andere Nahrung zu sich nehmen, als die, die man ihm aus einer Flasche in den Hals goß, bis es durch eine Wunderkur, die Mowst eigenhändig an dem Tier probiert und die von der hohen Genialität ihres Erfinders zeugte, wieder zu Kräften kam, wenn es auch noch lange Zeit recht angegriffen und erbärmlich aussah.

Aber siehe — so weise regiert Gott die Welt, daß Mowstens franke Mähre sich völlig erholte. Ja nicht genug damit, sie wurde sogar das beste Roß, das seit Menschengedenken mit seinem Schweiß einhergetrabt war auf dem Bauernhof von Mowst.

Er verweilte noch länger bei diesem lieben Dahingeschiedenen, folgte ihm auf seiner späteren Lebensbahn, schilderte detailliert das Gedeihen des Pferdes, seine Eigenschaften, seinen Verkauf auf dem Wolborgmarkt, der allein ein großes und abgerundetes Kapital ausmacht.

Und sogar dann ließ er nicht von dem Ungeheuer, sondern verfolgte in Gedanken durch phantasiereiche Schilderungen seine Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied.

Die phänomenalen Berichte und Markterlebnisse dieses Pferdehistoriographen wirkten anspornend auf die übrige Gesellschaft.

Die anderen Bauern wollten keineswegs hinter Mowst zurückstehen, wenn es galt, von Gebrechen der Pferde und dergleichen tierischen Qualen zu erzählen; denn sie hatten alle ihr Teil davon kennen gelernt.

Und eine Zeitlang stank das Gespräch förmlich von gewaltigen Geschwulsten und Entzündungen, von ausgebrannten Wunden und stromumwickelten Pferdebrüsten.

Mowst konstatierte als Quintessenz seiner Lebenserfahrungen, daß so lang das Maul einer Mähre noch nicht kalt ist, noch Hoffnung vorhanden ist, und der rothaarige Thomas Moesjæg schloß dieses interessante Kapitel des Gesprächs mit der gewiß unangreifbaren Behauptung, daß man eine Kranke wohl selbst kurieren könnte, wenn man nur die dazu nötigen Medikamente kenne.

Als man ausreichend lange bei diesem Thema, das dem Herzen am nächsten lag, verweilt hatte, glitt das Gespräch unwillkürlich auf die Dienstleute über.

„Hast Du 'n Knecht gemietet, Mowst,“ fragte Rot-Thomas.

„Ich hab keinen guten Griff gemacht! Das is in unserer Zeit nich so leicht, 'n Knecht zu mieten,“ sagte Mowst mit einem Seufzer. „Nu sitzt der Teufel in den Dienstleuten, besonders seit diese Satans Sozialisten angekommen sind.“

„Sozialisten“, berichtigte der „Herrenmann.“

„Ach, Teibel nochmal, das is egal, wie Ihr sie nennt,“ erwiderte Mowst mürrisch, „denn wie's in der Bibel steht: An ihren Ta-a-ten sollt ihr sie kennen. Und wie ich immer sag': seit dieser krimstrams ins Land gekommen is, sind einem die Dienstleute so auffässig und störrisch geworden, daß man seine Plage hat, bloß daß man einen über die Türschwelle bringt.“

„Ja, das is mal 'n wahres Wort, was Du sagst,“ brummelte Mowst von der anderen Seite des Tisches. Er hatte nun seine Fregier so weit befriedigt, daß er glaubte, dem Gespräch etwas Aufmerksamkeit schenken zu können, ohne dadurch den noch immer verlockenden Kalbsbraten allzu sehr vernachlässigen zu müssen.

„Ja, das is ein ganz wunderliches Geschlecht, das heutzutage unter Gottes Sonne rumläuft,“ fuhr Mowst fort. „Das is wie so 'ne Sturmflut. Alles wie's will und nichts wie's soll. Ich fragte mal den alten Dokter Konjost — denn der war kein Döskopf — woran das liegt, diese große Veränderung in allen Dingen. „Das liegt am Luftdruck“, schwur er mir, „ganz allein am Luftdruck, Mowst.“ Das war ja so

seine Meinung, daß davon all das Schlimme kommt. Aber ich glaub eher, daß es an der schlechten Bucht liegt. Seht bloß mal an, was das für Häuslerjungen sind, die man hier in der Gegend zum Güten kriegt. Was is denn das eigentlich für 'n Zeug? So'n elendes Gewächs, das sich auf nichts versteht; so kräftig und verhätschelt, daß sie nicht wissen, wo sie noch hinaus sollen."

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zur Geschichte des Mikroskops.

Die älteste Geschichte des Mikroskops ist in vollständiges Dunkel gehüllt. Weder die Zeit seiner Erfindung noch der Name des Erfinders ist mit Bestimmtheit zu ermitteln.

In seiner allereinfachsten Form, wo es nur eine aus Glas oder einem anderen durchsichtigen, lichtbrechenden Körper bestehende Kugel oder Linse darstellt, mag es schon den ältesten Kulturvölkern des Ostens bekannt gewesen sein. Waren diese doch schon Meister in der Kunst des Glas- und Steinschleifens und kommen unter den von ihnen aus durchsichtigen Edelsteinen, namentlich auch aus Bergkristall geschliffenen Kunstgegenständen Kugel- und linsenförmige Formen vor. Bei den Schriftstellern der Griechen und Römer finden sich schon entschiedenere Beweise dafür, daß ihnen schon frühe die zündende Kraft der Glasgeln, mochten sie nun massiv, oder hohl und mit Wasser gefüllt sein, bekannt war. Auch war ihnen die Kenntnis der vergrößernden Kraft erhabener geschliffener Gläser und durchsichtiger Edelsteine nicht entgangen. So spricht z. B. Aristophanes in seinen Wolken von einer zündenden Kugel (oder Linse?), durch welche man mittels der Sonnenstrahlen ein in der Nähe ihrer Oberfläche befindliches Papier entzünden konnte. Die Befehlshaber zündeten mittels Brenngläser ihre Feuer an. Plinius der Jüngere erwähnt gleichfalls die zündende Eigenschaft der Glaslinsen. Aus den Schriften dieses Naturforschers geht auch fast mit Sicherheit hervor, daß sich der kurzfristige Nero eines hohlgeschliffenen Smaragdes gleichsam in der Art einer Brille bedient habe.

Vom zweiten Jahrhundert an findet sich im Zeitraum von tausend Jahren keine einzige Spur mehr vor, durch welche das über den Mikroskop herrschende Dunkel aufgehellt zu werden vermöchte. Erst der um das Jahr 1100 lebende arabische Gelehrte Alhazen Ben Albhaz spricht einmal von der vergrößernden Kraft erhabener geschliffener Gläser. Während dieser Zeit und noch lange nachher hatte die Kenntnis der Vergrößerungsgläser und die Kunst, dieselben herzustellen — wie Kunst und Wissenschaft überhaupt — ihren Sitz vorzugsweise in den Klöstern. Wenigstens ist es ein Mönch, der im 13. Jahrhundert lebte, dem wir aus jenen Zeiten ausführlichere Nachrichten über das Mikroskop verdanken. Roger Bacon zeichnet sich unter einer dummten stumpfsinnigen Umgebung durch seine Kenntnisse von der Natur und ihren Erscheinungen rühmlichst aus. Er kannte den Gebrauch der Linsen nicht nur im allgemeinen, sondern hatte auch eingesehen, wie nützlich dieselben Personen in hohem Alter oder mit schwachen Augen werden könnten; endlich versuchte er auch mehrere Linsen zu zusammengefügten Instrumenten zu verbinden. Ein Schriftsteller des 16. Jahrhunderts berichtet, Bacon habe zu Oxford ein Glas geschliffen, durch welches man so wunderbare und außerordentliche Dinge gesehen, daß seine Wirkung allgemein der Macht des Teufels zugeschrieben worden sei. Daß Bacon auch der Erfinder der Brillen sei, ist nicht wahrscheinlich, da die von ihm zum Auflegen oder zum Nahhalten an die Schrift empfohlenen Gläser nur eine kurze Brennweite gehabt hätten, während diejenigen, welche zu Brillen verwendet werden sollen, eine große Brennweite besitzen müssen. Jedenfalls aber fällt die Erfindung derselben in die Zeit kurz vor oder nach seinem Tode. Bekannt wurde die Kunst des Brillenschleifens gegen das Ende des 13. Jahrhunderts, durch den Pisaner Pater Alexander de Spina, welcher dieselbe nach glaubwürdigen Zeugnissen dem Florentiner Amati, dem wahrscheinlich ersten Brillenverfertiger, abgelernt hatte. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts verbreitete sich die Brillenschleiferei immer weiter und wurde zu einem eigenen Gewerbe erhoben, welches man fast an allen einigermaßen bedeutenden Orten ausübte. Diese allgemeine Ausbreitung der Kunst, Glaslinsen zu schleifen, führte aber zur Entdeckung der beiden für die Naturforschung so bedeutend gewordenen Instrumenten Fernrohr und Mikroskop.

Aus den schriftlichen Erklärungen von Wilhelm Boreels, Pensionarius von Amsterdam, eines Zeitgenossen Drebbels, sowie aus anderen Urkunden geht mit Sicherheit hervor, daß die beiden Mittelburger Brillenschleifer Hans und Zacharias Janssen diejenigen waren, welche gegen Ende des 16. Jahrhunderts die ersten zusammengefügten Mikroskope verfertigten. Diese Mikroskope, deren innere Einrichtung nicht einmal bekannt ist, bestanden aus einer einen Zoll weiten Röhre von vergoldetem Kupfer, getragen von drei messinginen, in der Form von Delphinen gearbeiteten Pfeilern, welche auf einer Scheibe von Ebenholz befestigt waren, auf der zugleich die Vorrichtung zum Festhalten der zu betrachtenden Gegenstände angebracht war. Nachdem erst 1624 durch Vermittelung Drebbels und Galileis das Mikroskop in Rom bekannt geworden war, untersuchte schon 1625 der dortige Belehrt Francesco Stelluti

verschiedene Teile der Honigbiene mit seiner Hilfe und machte seine Beobachtungen durch eine in demselben Jahre erschienene Schrift bekannt.

Diese Instrumente, welche unter dem Namen Floß- oder Rüdengläser bekannt waren, dienten indessen keineswegs ernsteren Forschungen, da ihre Vergrößerung zu unbedeutend, ihre ganze Einrichtung viel zu mangelhaft war und ihnen namentlich auch jede Vorrichtung fehlte, um Objekt und Linse in gehörigen Abstand von einander zu bringen. Erst Leeuwenhoeel (sprich: Löwenhuf), dieser treffliche Beobachter, gab dem einfachen Mikroskop eine solche Einrichtung und versah es mit solchen Linsen, daß es fernerhin zu wissenschaftlichen Beobachtungen verwendet und durch seine Leistungen die des zusammengefügten Mikroskops tief in Schatten stellen konnte. Für Beobachtungen mittels auffallenden Lichtes hatte Leeuwenhoeel schon kleine, den Lieberkühnschen ähnliche Spiegeln konstruiert, so daß also er der Erfinder dieses kleinen Beleuchtungsapparates genannt zu werden verdient.

Einen wesentlichen Bestandteil des Beleuchtungsapparates bei Mikroskopen führte Hertel ein. Er versah seine Mikroskope nämlich mit einem ebenen Spiegel, mittels dessen das einfallende Licht auf den Gegenstand reflektiert wurde. In dem Hertelschen Mikroskop haben wir das erste Vorbild unserer vollkommeneren Instrumente mit ihren wesentlichen Teilen. Es wurde aber seinerzeit wenig bekannt und, wie gewöhnlich, mußte erst aus der Fremde, namentlich von England aus, das Mikroskop eingeführt werden. Die Vergrößerung aller dieser Instrumente ging indes wenig über 100-, sehr selten über 200mal hinaus. Dabei war, obgleich seit Doolond schon das von Huyghens zuerst beim Fernrohr angewendete verbesserte Ocular auch für das Mikroskop eingeführt worden war, der optische Teil, namentlich in Beziehung auf Reinheit und Schärfe der Bilder, noch immer höchst mangelhaft. In Deutschland verfertigte zuerst Fraunhofer achromatische Objektiven, d. h. ohne Brechungsfarbstrahlen (1811), welche indessen die von Dehlschen lange nicht erreichten. Dem französischen Gelehrten Ernst Seligue war es vorbehalten, den von Fraunhofer angeregten Gedanken der Verfertigung achromatischer Objekte zu einer für das zusammengefügte Mikroskop wahrhaft fruchtbareren Tat werden zu lassen und den Weg zu ebnen, auf dem es zu seiner heutigen Vollendung gelangte.

Je weiter indessen die Naturforschung eindrang in die innersten Geheimnisse der Natur, desto deutlicher mußte sie die Schranken erkennen, die sich ihr noch immer nach allen Seiten entgegenstellten, und desto höher steigerten sich ihre Anforderungen an das Mikroskop. Wir sehen daher während der verfloßenen 60 Jahre die Optiker fortwährend und rastlos bemüht, namentlich den Objektivsystemen in dem begrenzenden sowohl als in dem unterscheidenden und vergrößernden Vermögen größere Vollkommenheiten zu erteilen. Von den Deutschen war es vorzüglich Herz in München, Knoch in Wien, Schmid in Paris, Robert in Greifswalde, Oberhäuser in Berlin, welche Vorzügliches leisteten. Dennoch aber wurden ihre Instrumente in manchen Beziehungen, namentlich was die Unterscheidung der feinen Zeichnungen auf den Nieselschalen der als Probeobjekte benutzten Diatomeen betrifft, von denen Amicis, Ross, Powells, Smiths und Wedds in London überflügelt. Die neuesten Instrumente Roberts und besonders die der Fabrik Zeiss in Jena, deren noch nicht lange verstorbener Leiter der bekannte Professor Abbe war, dürfen sich mit den ausländischen Instrumenten ruhig messen. Mit diesen neuesten Instrumenten, die noch bis weit über das tausendfache gehende, sehr brauchbare Vergrößerungen gewähren, ist es möglich geworden, gegenwärtig Einzelheiten in der Organisation der Pflanzen und Tiere zu entdecken, wovon man vor einigen Jahren noch kaum eine Ahnung hatte. E. V a n d g r e b e.

Kleines feuilleton.

g. Urlaub. Der Chef sagte: „Wenn es Ihnen paßt, Herr Schöller, dann können Sie die zweite Hälfte des Juli auf Ihren Urlaub verwenden.“

Schöller sah ganz verduzt auf: „Urlaub?“

„Ja. Paßt Ihnen die Zeit nicht? Vielleicht tauscht einer der Herren mit Ihnen.“

„O doch, doch, die Zeit paßt mir schon.“ Er sagte es eilig und stotternd, in demütiger Dankbarkeit fast. Die Hand mit dem Federhalter begann zu zittern.

Bewundert ging der Chef weiter.

Schöller dachte: träume ich? Er versuchte, das eben Geschriebene zu lesen. Als es ihm nicht gelang, weil es ihm wie ein Schleier vor den Augen lag, sah er sich mißtrauisch um. Dort stand der Prinzipal bei einem anderen Angestellten und verflühdete diesem — Schöller hörte es deutlich — dieselbe Botschaft.

Es war also kein Traum. Urlaub! Schöllers altes Herz begann ungeschickt zu hüpfen. Die Feder in der Hand auch. Urlaub! Holdrio! Ich, Ferdinand Schöller, werde in die Ferien gehen.

Ferien! Ein Wort wie Engelsgesang und Sphärenmusik, ein melodisches, harmonie- und freudevolles Wort. Schöller dachte an seine Schülerzeit, wie sie am letzten Tage vor den Ferien aus der Schule gesprungen waren, übermüht wie junge Vögelin, die sich vom Strick gerissen. Seitdem hatte er das Wort nicht mehr gehört. Oder ja; gehört wohl, aber nur wie aus der Ferne. Etwa so, wie

er die Worte „Krablar“ und „Selt“ gehört und gelesen, als etwas, das einem persönlich nichts angeht.

Dreißig Jahre saß Schöllner auf dem Drehstuhl. Nicht hier, nicht auf diesem. Bis vor einem halben Jahre hatte ein anderes Pult ihn gehabt. Ein Pult, an dem sein Gesicht gelb, sein Haar dünn, sein Hals mager und trocken geworden. Da hatte er wohl mal gemurrt, weil es nie ein Erholen, nie ein Ausspannen gab. Und sein damaliger Prinzipal, der alte fette Sauner, antwortete ihm: „Wissen Sie, Herr Schöllner, mit de Ferien da hab ich Sie nicht im Sinn. Geld lost's den Leuten, in's Faulenzen kommen sie rein und am Ende sind sie unzufriedener als vorher. Ree, nee, Herr Schöllner! Wenn ich nich um meine Gesundheit nach Marienbad müßt, — wechß Gott! — ich bließ Sie viel lieber hier. Also sei'n Sie vergnügt und passen Sie gut uff's Geschäft uff!“ Ra ja, und dann war der alte Geiztragen abgereist und Schöllner blieb täglich zwei Stunden länger im Bureau als sonst.

„Hahaha!“ Schöllner mußte lachen. Die Zeiten waren vorüber. Er hörte von Pult zu Pult die Ortsnamen fliegen; vom Gebirge sprachen die Kollegen, vom Meer, vom Angeln, vom Rudern, vom Schwimmen — ein liebliches Geräusche wars, wenn dabei auch tüchtig aufgeschnitten und die Tiroler Alpen mit den Alpen von Sudolow verwechselt wurden.

„Wo machen Sie denn hin, Schöllner?“
Er erschrak. Ueber seine gelben Wangen flog ein leises Rot.
„Ich — weiß noch nicht.“

Ja, wohin eigentlich? fragte er sich selber. Was anfangen mit den Ferien?

Ein Fest mußten sie werden, ein einziges großes Fest! Ein Fest, das den übrigen Teil des Jahres erleuchtete und erwärmte. Und ein besonderes Fest diesmal, weil es das erste Mal war.

Das Blut strömte dem Grübelnden zu Kopf. Tausend Möglichkeiten drängten mit verlodender Macht auf ihn herein. Geradezu erstaunlich war es, wie Landschaften, Ortsnamen und allerlei Reisesgeschichten in ihm aufstanden, deren Ursprung ihm ganz dunkel war. Woher kamen sie und wie sollte er sich da herausfinden? Aber diese Verwirrung und Hülfslosigkeit gab ein löstliches Gefühl; es war herrlich, in all diesen bunten Vorstellungen umherzuschwimmen und unterzutauchen.

Ferien! Wirklich, dies Wort war Musik und zauberte Dase um Dase nach langer, langer durstiger Wüstenwanderung vor sein Auge. Die Notizen hüpfen da auf dem Papier herum. Der Radiergummi schlug lustige Purzelbäume auf dem Pult. Das Linial wand sich in fröhlichen Schlangenlinien, und das Tintenfaß schwenkte seinen biden Bauch umher und jodelte: Ferien! Ferien!

Nein, nun war es bald zu toll.
Jetzt schaukelte sich auch der Adresskalender; die Briefbogen hüpfen aus dem Kasten und das Kontobuch begann sich zu wälzen. Die Flasche mit dem Gummi arabicum lief im schönsten Gleichgewicht pulst und pulst auf, ohne einen Tropfen zu verlieren.

Ich werde närrisch, dachte Schöllner. Aber ist's denn ein Wunder? Dreißig Jahre warte ich auf diesen Augenblick, auf ein paar Tage, die mir gehören, nur mir, Tage, die mich frei sehen.

Ja, das war's! Die Freiheit! Unabhängigkeit und Sonnenschein! Mensch sein — einen halben Monat lang! . . . Holdrio! . . .

„Ra, Schöllner, Sie bleiben wohl da heute?“
Er sah auf. Da stand schon einer und setzte sich den Hut auf. Also Feierabend.

Schöllner war bald draußen. Außerordentlich hell und freundlich lam die Straße ihm vor. Die Sonne warf einen schmalen Streifen auf's Pflaster, und oben zwischen den Häusern sah blaublanker Himmel herein.

Wie schön war das Leben!
Er konnte nicht anders, er mußte zum Bahnhof gehen. Das bunte Reiseleben — wie interessant es ihm nun geworden war. Die Droschken mit den Koffern, Körben, Hund und Kanarienvögeln. In endlosen Reihen kamen die Gesährte heran. Er schlängelte sich, lustig nach allen Seiten blickend, hindurch. Und dachte: Bald werde auch ich verreisen. Ich, Ferdinand Schöllner. . .

Eine Pferdeschnauze streifte sein Ohr. Der Kutcher riß das Pferd mit einem Fluch zur Seite. Die Elektrische läutete heftig. Eine Schuhmannshaut packte Schöllner am Kragen und riß ihn auf einen Inselperron.

„Mann! Sie sind hier doch nicht auf dem Birgtöhuber Marktplatz! Um ein Haar und Sie waren futsch.“

Er stand da, von dem einen Gedanken beherrscht: daß er jetzt fast sein Leben verloren. Jetzt!

Er lachte wütend und sagte feindlich: „Ja, so ein Schafstopf bin ich wohl, was? Daß ich mich kurz vor meinem Urlaub unter die Elektrische lege?“ . . .

Medizinisches.

kg. Berufskrankheit der Bergarbeiter. Die nachteilige Arbeit der Bergarbeiter ist im allgemeinen größer, als man für gewöhnlich annimmt, selbst wenn man die Wurmkrankheit und die mannigfachen äußeren Verletzungen, denen der Bergarbeiter ausgesetzt ist, außer acht läßt und nur die Schädlichkeiten in Betracht zieht, welche bei der Ausübung der regelmäßigen Arbeit die Gesundheit des Bergarbeiters bedrohen und langsam untergraben. Diese schädlichen Momente lassen sich nach Dr. Horn („Deutsche Medizin. Wochenchrift“) in zwei große Gruppen einteilen: 1. solche, die bedingt sind durch die Beschaffenheit der

Arbeitsstätte (vermehrter Luftdruck, hohe Temperatur, künstliche, zum Teil mangelhafte Beleuchtung, Fehlen der Sonne, verdorbene Luft, häufiger Temperaturwechsel, einseitige Körperhaltung usw.); 2. solche, die durch das zu verarbeitende Material (Kohlenstaub) hervorgerufen werden. Bei der Mannigfaltigkeit der schädlichen Einflüsse wird nicht nur vorzugsweise ein Organ betroffen, sondern es erkrankt der ganze Organismus. Wir finden Krankheiten der Lungen (Emphysem und chronischen Bronchialkatarrh, Kohlenlunge usw.), Krankheiten des Herzens (Vergrößerung und ungenügende Arbeit der linken Herzkammer), Krankheiten des Magen-Darmkanals (Magenverengung, Muskelschwäche des Magens und Darms, chronische Stuhlverstopfung, Brüche usw.), Krankheiten des Blutes (Blutarmut und Bleichsucht), Krankheiten der Muskeln und Gelenke (Rheumatismen, Nerven-schmerzen, Lähmungen, Versteifungen, Krampfadern usw.), Krankheiten der Augen (Augenzittern, chronische Lid- und Bindehaut-erkrankungen). — Augenfällig gering ist das Vorkommen der Lungentuberkulose unter den Bergarbeitern. Das Resultat all dieser schädlichen Einwirkungen ist ein vorzeitiger Verfall, welches den Bergarbeiter in verhältnismäßig jungen Jahren zur Bergarbeit unfähig, bergfertig, macht. Diese Bergfertigkeit tritt um das 50. Lebensjahr ein, also zu einer Zeit, wo andere Arbeiter noch voll leistungsfähig sind. Der bergfertige Bergmann stellt sich uns dar als ein vorzeitig gealterter, kraftloser, hinfälliger Mann mit schlaffer, gebückter Körperhaltung, müden, schwerfälligen Bewegungen, eingeknickten Knien, fahler, weller Haut, vergrämtem Gesichtsausdruck, schlaffer Muskulatur, aufgetriebenem Unterleib und kurzer, erschwelter Atmung. Die allseitige Abnutzung fast sämtlicher Organe ist so allgemein, wie sie sich in solcher Regelmäßigkeit und Vielseitigkeit bei keinem anderen Berufe vorfindet, so daß man wohl berechtigt ist, den vorzeitigen Verfall (Marasmus) der Bergarbeiter als die Berufskrankheit der Bergarbeiter zu bezeichnen.

Haushirtschaft.

Allerhand Flecken. Vielleicht wird kein Gebiet fortgesetzt mit so vielen wirklich oder angeblich neuen Erfindungen bereichert als das der Fleckenreinigungsmittel. Man sollte eigentlich denken, daß bei dem heutigen hohen Stand der Chemie die Aufgabe, für jeden Flecken ein gutes und billiges Reinigungsmittel zu schaffen, längst gelöst sein müßte. Die Schwierigkeit aber besteht darin, daß man nach einem Mittel verlangt, das möglichst für alle Flecken gleichzeitig zu gebrauchen ist, und dieser Wunsch ist schwer oder wahrscheintlich überhaupt nicht erfüllbar. Wer sicher gehen will, wird daher gut daran tun, sich ein kleines Verzeichnis von Rezepten anzulegen, das für alle vorkommenden Fälle Auskunft gibt. Die Flecken auf Kleidern sind in zwei große Gruppen unterscheidbar, je nachdem sie von mineralischen oder von Pflanzstoffen herrühren. Zu der ersten Gruppe gehören z. B. Tinten- und Koffifleden, zu der zweiten Tee-, Kaffee-, Obst-, Weinflecken und viele andere. Eine mittlere Stellung nehmen Flecken von Fett, Oelfarbe und ähnlichem ein. Mineralische Flecken sind durch eine Säure herauszubringen, in frischem Zustand schon durch Buttermilch oder Essig, in veraltetem Zustand durch Oxal- oder Salzsäure. Gegen Flecken pflanzlichen Ursprungs helfen alkalische Stoffe. Jeder guten Hausfrau ist z. B. bekannt, daß man einen Rotweinfleck auf einem frischen Tischtuch möglichst schnell mit Salz bestreuen soll. Nachträgliche Wäsche mit Borax und Wasser vollenden dann das Reinigungsmerk. Teeflecken sollten immer vor der Berührung des Stoffes mit Seifenwasser entfernt werden, und zwar entweder mit reinem kochendem Wasser oder wiederum mit einer Mischung von Borax. Gegen Fettflecken hilft ein wiederum recht bekanntes Mittel, das in einem Löschpapier und einem heißen Eisen besteht, aber auch nur wirkt, wenn der Flecken noch nicht veraltet ist. Außerdem empfehlen sich Ammoniak, Benzol und Paraffin. Für feine Wollstücken, die besonders empfindlich in Gewebe und Farbe sind, wird folgendes Rezept angeraten. Man nimmt etwas reinen Alkohol und etwas weiches altes Leinen, hält ein Stück Leinen hinter den Fleck und trägt den Alkohol auf diesen mit einem anderen Leinenstück auf. Nach Befestigung muß das Leinen gewechselt und mit dieser Behandlung fortgesetzt werden, bis nichts mehr von dem Flecken zu sehen ist. Nachdem der Alkohol verdunstet ist, kann der Stoff noch auf der linken Seite gerieben werden. Grassflecken weichen gleichfalls dem Alkohol sowie dem Cremor tartari (Weinstein). Für Flecken auf Porzellan ist feuchtes Salz zuberühren, für Flecken auf Silber eine Wäsche in Ammoniak oder Boraxwasser oder auch einfach in Buttermilch. Flecken in weißen Strohhüten werden mit einer Mischung von Zitronensaft und Schwefel behandelt. Bei einem größeren Unglücksfall mit Tinte, wenn z. B. ein großes Tintenfaß über eine Tischdecke ausgegossen worden ist, muß die Flüssigkeit zunächst so gründlich wie möglich mit Löschpapier aufgenommen und dann der Fleck mit Milch und später mit Ammoniak und Wasser gewaschen werden. Schwarz getorbener Marmor wird mit einer Mischung von Chlorkalk und Wasser gebürstet oder auch mit einer solchen aus zwei Teilen Soda, einem Teil Bimssteinpulver und einem Teil Kalkpulver mit Zusatz von Wasser, wobei noch mit Seifenwasser nachgewaschen werden soll. Flecken auf polierten Tischen und Teebrettern, die durch heiße Teller verursacht sind, weichen einer Behandlung mit einer dünnen Mischung von Salatlöl und Salz. Für Flecken auf Mahagoniholz eignet sich besonders eine Mischung von einem Teil Salmiakspiritus und einem Teil eines zitronensauren Salzes. Um Flecken aus einer Vergoldung herauszubekommen,

nimmt so viel Schwefelblüte, um einer kleinen Menge weichen Wassers eine recht goldene Färbung zu verleihen, und in diesem Wasser werden dann drei zerstoßene Zwiebeln gelocht. Diese Flüssigkeit wird auf die Vergoldung mit einer weichen Bürste aufgetragen.

Technisches.

Feuerlose Heißwasserlokomotiven. Für Rangier- und Verschlebezwecke werden jetzt in Fabriken oder Bahnen oft elektrische Lokomotiven verwendet. Um eine Rangierlokomotive für die Zwecke zur Verfügung zu haben, bei denen eine solche elektrische Anlage zu teuer würde, eine normale Dampflokomotive aber aus anderen Gründen untunlich ist, werden sogenannte „feuerlose Heißwasserlokomotiven“ konstruiert. Das Prinzip dieser Maschinen besteht darin, daß Dampf ohne Feuerung erzeugt wird. Dies wird dadurch erzielt, daß sehr heißes Wasser in einem geschlossenen Raum unter Druck gehalten wird. Wird dieser Druck vermindert, so verdampft das Wasser und erzeugt so den zum Betrieb der Lokomotive erforderlichen Dampf. Die Firma A. Vorschlag baut solche Lokomotiven nach dem Prinzip von Franca, bei denen das im Reservoir befindliche Heißwasser durch den einem stationären Kessel entnommenen Dampf auf die genügend hohe Temperatur gebracht wird.

Magnetische Legierungen. Der Magnetismus galt bisher als eine ausschließlich dem Eisen, Nickel und Kobalt zukommende Eigenschaft. Heusler und Bedekind haben aber nachgewiesen, daß Legierungen des an und für sich magnetischen Mangan magnetisierbar sind. Wird z. B. ein Pulver, bestehend aus Mangan und dem gleichfalls magnetischen Bor, d. i. Manganborid, magnetisiert in eine Röhre gefüllt und an einem Seidenfaden aufgehängt, so stellt sich die Röhre genau wie eine Magnethöhre in den magnetischen Meridian ein. Bei manchen Manganverbindungen tritt die Magnetisierbarkeit erst bei hohen Temperaturen auf, so bei den Manganstickstoffverbindungen, die erst bei 2000 Grad magnetisch werden. Die stärkste magnetische Verbindung ist eine Verbindung von Mangan mit Antimon, die sich ebenso stark magnetisch wie Eisen machen läßt. Ähnlich wie Mangan verhält sich auch das Chrom, das in seiner Verbindung mit Bor, dem Chromborid, schwach magnetisierbar ist. Diese Ergebnisse der Forschung Bedekinds sind besonders für die Theorie des Magnetismus, ob er eine molekulare oder atomistische Eigenschaft ist, wichtig.

Humoristisches.

— Vorschlag zur Güte.

Da ist nun dieser Papagei!
Ihr tadelt füglich sein Geschrei,
Das Stund' auf Stunde ungefüllt
Aus seinem krummen Schnabel quillt.
Wenn ihr auch noch so heftig denkt,
Ihr werdet schließlich abgelenkt.
Tjaja . . . Was ist da bloß zu raten?
Am liebsten möchte man ihn braten.
Denn dieser Modus der Erscheinung
Enthält in sich die Sprachvereinigung.
Da hört nur an: Er imitiert
Den guten Anni, wenn er friert.
Er pfeift mich hochbegabter Zunge
Scharfsinnig wie ein Väterjunge.
Er kann verschiedene Worte kneten,
Ja selbst das Vaterunser beten,
Und bringt als streng loyales Haus
Ein Hoch auf unsern Fürsten aus.
Schon recht: da ist zwar viel Geschrei;
Jedoch: Gesinnung ist dabei!
Kann auch das eine nicht ergehen,
So muß man doch das andre schätzen.
. . . Wie war's, wir schickten ihn am End'
Nach Preußen als Privatdozent?

Dr. Dwiglaß.

— Ein Musterjohn, Sohn (Coulurstudent) zum Vater:
„Ich verlehre überhaupt nur mit Dir, weil Du zufällig mein alter Herr bist.“

(„Simplicissimus“.)

— **Kindliche Theologie.** Die kleine Klara sieht bei ihrem „Onkel Doktor“ zum erstenmal ein Skelett. Sie fragt, was das sei. „Das sind die Knochen eines gestorbenen Mannes!“ ist die aufklärende Antwort. Nach einem kurzen ungläubigen Schweigen sagt sie, auf ihre glückliche Lösung stolz: „Dann kommt also bloß der Sped in' Himmel?“

— Neulich gab unser Oberarzt in der Kaserne Krankenträgerunterricht und besprach erste Hilfe bei Schußwunden, Stichwunden usw. Bei den Stichwunden fiel ihm zufällig als Beispiel ein: Stichwunde über den Rücken. Natürlich verbesserte er sich sogleich und sagte: „Die werden ja bei uns hoffentlich nicht vorkommen.“ Die Leute sehen ihn verständnislos an.

„Nun, warum werden sie bei uns nicht vorkommen?“
„Allgemeines Schweige!“ Endlich steht einer auf und sagt:
„Weil mer als de Tornischer uff de Bunde hatwive, Herr Oberarzt.“
(„Jugend“.)

Notizen.

— **Freie Volksbühnen und Tantiemenfreiheit.** Nachdem sowohl die Freie wie die Neue Freie Volksbühne prinzipiell sich bereit erklärt haben, unter gewissen Umständen allerdings reduzierte Tantiemen an die Autoren zu zahlen, sollte man die Gelegenheit für erledigt halten. Das scheint indes nicht der Fall zu sein. Wie der „Berliner Börsen-Courier“ mitteilt, komme es den Autoren und Verlegern nicht so sehr auf die Zubilligung einer Tantieme wie namentlich auf eine Klärung der Rechtsfrage an. Sie wollten keine Gnadenpende haben, sondern das Recht der freien Verfügung über ihre Werke gesichert sehen. Es handelte sich dabei nicht sowohl um die Bezahlung einer Tantieme und um deren Bemessung, als wesentlich darum, daß die Vereinstheater nicht nach Belieben, nicht ohne ausdrückliche Einwilligung der Verfasser oder ihrer Bevollmächtigten Stücke aufzuführen. Die Bestrebungen bezüglich einer Klärung dieser Rechtslage in betreff der in einem eigenen Theater regelmäßig und allabendlich veranstalteten Vereinsaufführungen würden demnach ihren Fortgang nehmen.

— **Bühnenmishrauch** wird mit der Dramatisierung erfolgreicher Romane und sonstiger Sensationen schon seit langem getrieben. Daß ein Autor sich gegen die Bühnenausplünderung wehrt, ist begreiflich und begrüßenswert. Welche Notiz — außer den finanziellen — Margarete Böhmere veranlaßt, schließlich doch der zuerst angebotenen Bühnenbearbeitung des Tagebuches einer Verlorenen zuzustimmen, entzieht sich allgemeiner Kenntnis. Wir werden also im August im Central-Theater den Unsinn eines dramatisierten Tagebuches erleben.

— Professor Emanuel Mendel, der Psychiater und Nervenarzt, ist Sonntag, 67 Jahre alt, gestorben. Er begann als Landarzt in Pankow, gründete später eine Privatirrenanstalt und habilitierte sich 1873 an der Berliner Universität. Als Mensch, Arzt und Lehrer genöß er große Beliebtheit. Sein öffentliches Kolleg „über Zurechnungsfähigkeit“ wurde von Studenten aller Fakultäten besucht. Mendel war während zweier Reichstagsperioden freisinniger Vertreter von Niederbarnim. Am Bürgerlichen Gesetzbuche arbeitete er mit an den Paragraphen über die Stellung der Geisteskranken. An der Erbauung des nach ihm benannten neuen Krankenhauses in Pankow hatte er besonderen Anteil.

Ein launiges Wort aus seinen Vorlesungen möge hier eine Stelle finden: Im Verdachte der Geisteskrankheit stehen alle Menschen, mit Ausnahme derer, die ich als geheilt entlassen habe. Und auch da kam ich mich noch geirrt haben.

— **Wie macht man einen Roman interessant?** Indem man ihn frischweg als „Schlüsselroman“ bezeichnet, dachte ein betriebsamer Leipziger Verleger. Sollte sich nachträglich herausstellen — wie in unserem Falle — daß der Autor gar nicht einen Schlüsselroman beabsichtigte und gegen diese „literarische Diskreditierung“ protestiert, so verschlägt das nicht viel. Die Reklame ist einmal gemacht, den Protest liest fast niemand und die guten Freunde könnten schließlich noch die Mär verbreiten, es wäre eine verabredete Komödie. Also doppelte Reklame.

— **Ein Museum für Industrie und Technik** dürfte auch in Oesterreich errichtet werden. Die Regierung hat eine Unterstützung im Betrage von anderthalb Millionen Kronen in Aussicht gestellt. Die besonders interessierten technischen und industriellen Vereine werden ein Komitee bilden, das die weitere Propaganda übernimmt. In Bezug kam die Frage durch die Jubiläumsausstellung, die man den Industriellen aufzuzwingen wollte. Sie parierten die Zustimmung, indem sie den Museumsplan in den Vordergrund brachten. Oesterreich bekommt also an Stelle einer unnötigen Ausstellung voraussichtlich ein sehr nützliches Museum.

— **Die Ohrmuschel als Erkennungszeichen.** Ein Mittel zur Erkennung von Toten empfiehlt Dr. Imhofer in dem „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik“, nämlich die Ohrmuschel, die man für diesen Zweck wenig beachtet hat. Sie weist aber oft charakteristische Eigentümlichkeiten auf, die sich weder durch Wachstum noch durch Leichenfäulnis wesentlich ändern. Auch die Familienzugehörigkeit soll sich nach Imhofer in manchen Fällen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit aus der Ohrform feststellen lassen, was bei Kindesunterschiebungsprozessen oder bei Anfechtung der Ehegültigkeit eines Kindes seitens des Vaters von großer Wichtigkeit wäre.

— **Der größte Brückenbogen der Welt.** Man berichtet aus New York: Ein gewaltiges technisches Unternehmen wird von der Pennsylvania Railroad-Gesellschaft vorbereitet; die Pläne des Projektes liegen bereits den New Yorker Behörden zur Genehmigung vor. Es handelt sich um eine riesige Eisenbahnbrücke, die über den breiten East River gelegt werden soll und die nach ihrer Vollendung den größten Brückenbogen der Welt darstellen wird. Der gewaltige, in Stahlkonstruktion ausgeführte Bogen wird eine Spannweite von nicht weniger als 1000 Fuß haben und sich zu einer Höhe von 220 Fuß emporwölben. Im Anschluß an diese monumentale Stahlkonstruktion wird die Herstellung eines riesigen eisernen Viaduktstättfinden, der einstmals nirgends seinesgleichen hat. Denn dieser erhöhte Schienenweg wird von Long Island bis Bronx laufen und damit eine Länge von 17 000 Fuß, also mehr als drei englische Meilen erreichen. Allein die Kosten der Brücke sind auf 50 Millionen Mark veranschlagt.